



AKTIVISTEN Jürgen Grässlin ist einer der bekanntesten Pazifisten Deutschlands, er reiste jahrelang in Kriegsgebiete und verklagte den Waffenhersteller Heckler & Koch. Heute rät er den Ukrainern, sich ohne Waffen gegen die russische Invasion zu wehren. Wie kann er so etwas fordern? *Von Uwe Buse*

Ukrainischer Soldat bei Übung im August

Am 275. Tag des Kriegs in der Ukraine steht Jürgen Grässlin mit seinem dunklen Rollkoffer in der Altstadt von Reutlingen vor dem Haus der Jugend und rechnet damit, im Laufe des Abends wieder angeschrien zu werden. Grässlin ist hier für einen Vortrag mit anschließender Diskussion. Es ist Ende November, ein Aushang an der Tür wirbt für die Veranstaltung mit vier kurzen, aber großen Fragen: »Friedenspolitik oder Waffenpolitik? Schaffen schwere Waffen Frieden? Oder leichte? Oder keine?« Darunter ist ein Foto von Grässlin zu sehen, einem runden Mann mit Bart und Brille, der Lehrer sein könnte. Was Grässlin bis vor Kurzem auch war, Realschullehrer in Freiburg. Nun ist er in Pension.

Eingeladen wurde Grässlin, 65, allerdings nicht, weil er Lehrer war, sondern weil er Pazifist ist, ein überzeugter, manche sagen auch, militanter Pazifist. Was bedeutet, dass Grässlin gegen den Krieg ist, gegen jeden Krieg. Er ist gegen Kriege, die den Segen der Vereinten Nationen haben, und solche, die das Völkerrecht brechen, gegen Bürgerkriege, gegen erklärte und nicht erklärte Kriege, gegen symmetrische und asymmetrische Kriege, gegen Angriffskriege und auch gegen Verteidigungskriege wie den in der Ukraine.

Grässlin sagt: »Kriege sind nie alternativlos.«

Diskutiert man mit ihm über seinen Pazifismus und den russischen Angriff, betont Grässlin, dass die Ukrainer natürlich das Recht hätten, sich zu verteidigen. Aber er hält das für einen Fehler, weil es seiner Meinung nach Alternativen zum Krieg gibt, sie sind nicht unbedingt einfacher, aber aus Grässlins Sicht sinnvoller. An diesem Abend wird er diese Alternativen präsentieren, wie so oft seit dem 24. Februar, in Auftritten, in Interviews.

Für Grässlin lautet die erste mögliche Alternative zum militärischen Kampf gegen die russische Armee: Die Ukrainer hätten fliehen können, als die russische Armee in ihr Land einmarschierte. 44 Millionen Menschen zu empfehlen, ihr Land zu verlassen, ist natürlich Unsinn, und auch Grässlin räumt ein, dass dies nicht einfach gewesen wäre.

Zweite Alternative: Die Ukrainer sollten in ihrem Land bleiben und sich nicht verteidigen, jedenfalls nicht militärisch. Sondern anders.

Wenn Grässlin diese Ideen außerhalb seiner Echokammer von Friedensinitiativen und Aktivisten äußert, wird er üblicherweise ausgelacht, nie-

»Jeder Tote im Krieg führt zu mehr Gewalt und mehr Hass.«

Waffengegner Grässlin: Für seine Kritiker ein Unbelehrbarer, den man niederschreit oder ignoriert

dergeschrien oder beleidigt. Lumpenpazifist, Russenfreund, nützlicher Idiot, Verräter, selbstgerecht, abscheulich und ekelhaft, das sind nur einige Bezeichnungen, die er in den vergangenen Monaten über sich gehört oder gelesen hat. »Ostermarschierer«, wie Grässlin einer ist, seien »die fünfte Kolonne Putins«, so formulierte es Alexander Graf Lambsdorff, ein deutscher Liberaler. Zu Anfang des Kriegs, so sagt Grässlin, hätten ihn die heftigen Reaktionen überrascht, er fühlte sich nicht nur kritisiert, sondern geächtet. Mittlerweile scheint er sich widerwillig damit arrangiert zu haben, dass nur wenige seiner Argumentation zuhören wollen.

In Umfragen sagt ungefähr die Hälfte der Deutschen, sie seien für Waffenlieferungen an die Ukraine, allerdings bröckelt die Solidarität. Zu Beginn des Kriegs stimmten laut Bertelsmann-Stiftung 57 Prozent den Lieferungen zu, im September waren es noch 48 Prozent. Knapp die Hälfte des Landes ist gegen Grässlin, anders gesagt: Etwas mehr als die Mehrheit steht hinter ihm, wenn es um die Frage der Waffenlieferungen geht. Aber gegen Waffenlieferungen zu sein heißt nicht, Grässlins Pazifis-

mus gutzuheißen, der ja viel mehr fordert.

Aus Sicht seiner Gegner ist Grässlin ein Unbelehrbarer, den man niederschreit oder ignoriert. Das ist bedauerlich, denn Grässlin ist kein weltfremder Prosecco-Pazifist, er ist auch kein tumber Linker, der reflexartig Russland verteidigt, nur weil er sich ärgert, dass im Moment selten an die völkerrechtswidrigen Interventionen der USA erinnert wird.

Seine politischen Gegner sind heute häufig Menschen, die früher einmal seine Alliierten waren: Grüne. Menschen, die früher einmal ohne Waffen Frieden schaffen wollten und nun in der Regierung sind und Frieden schaffen wollen, indem sie die Ukraine mit schwerem Kriegsgerät unterstützen. Länger als zehn Jahre lang war Grässlin Mitglied der Grünen, war Stadtrat, Kreisvorstand, Bundestagskandidat, bis sich seine Partei 1999 nach heftigstem Streit entschied, den Einsatz der Bundeswehr im Kosovo zu befürworten. Kurz darauf trat er aus und ist seitdem parteilos.

Vor dem russischen Einmarsch in die Ukraine kannte die deutsche Öffentlichkeit Grässlin vor allem als versierten Kenner und Gegner der Rüstungsindustrie. Als Mann mit Fachwissen, der die verschlungenen und manchmal illegalen Lieferpfade der Rüstungsindustrie aufdeckte.

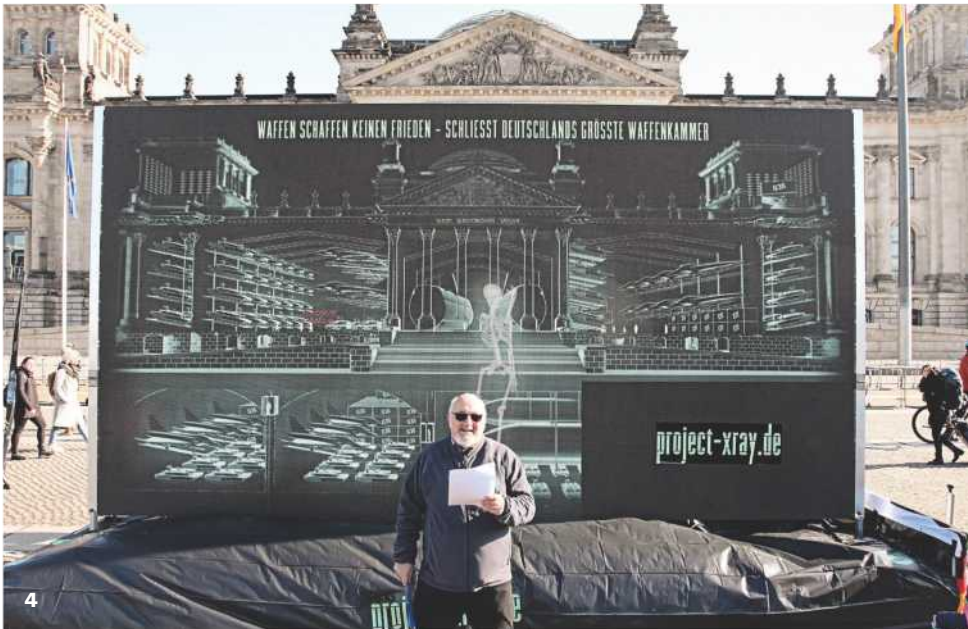
Grässlin fiel auch als kritischer Aktionär bei Daimler auf, der Hauptversammlungen mit lästigen Fragen zur Moral behelligte, er urteilte harsch über Jürgen Schrempp, den ehemaligen Konzernchef: Dessen Geschäfte seien »nicht immer so sauber« gewesen, sagte er in einem Interview unmittelbar nach Schrempps Rücktritt. Schrempp und Daimler klagten gegen diese und weitere Aussagen; hätte Grässlin nicht vor dem Bundesgerichtshof gewonnen – im konkreten Kontext, so urteilte das Gericht, sei die Aussage eine zulässige Meinungsäußerung –, er hätte sein Haus in Freiburg verlieren können, wegen der Prozesskosten. Den Satz zurückzunehmen, sagt er während eines Gesprächs in seinem Freiburger Haus, sei ihm nicht in den Sinn gekommen.

Grässlin kennt sich nicht nur in der Waffenproduktion aus, mit Waffenexporten, er weiß aus erster Hand auch, was Waffen und Kriege anrichten, denn er war immer wieder in Krisenregionen unterwegs.

Während der Schulferien flog er mehrmals in den Südstaten der Türkei, später auch nach Somalia. Er wollte den Deutschen klarmachen, dass die wahren Massenvernichtungswaffen



SOMIA OCH / DER SPIEGEL



1 | Pazifist Grässlin bei Protest gegen eine Militärübung in Freiburg 1990 **2** | Bei Recherchen in der Türkei 2009 **3** | Beim Verfahren gegen Ex-Daimler-Chef Schrempf vor dem Bundesgerichtshof 2009 **4** | Bei Protestaktion in Berlin am 27. Februar

auf der Welt nicht Bomben sind, sondern Gewehre und Pistolen, und dass deutsche Firmen kräftig am Töten verdienen. Fünfmal flog Grässlin in frühere Bürgerkriegsgebiete in der Türkei, zweimal ins Bürgerkriegsland Somalia, im Gepäck jedes Mal fünf laminierte Bilder, die Gewehre zeigen: das M16 der Amerikaner, die Uzi der Israelis, die FN FAL der Belgier, eine russische Kalaschnikow und das G3, den alten Bestseller von Heckler & Koch, den die Türkei für ihre Armee in Lizenz fertigte.

Grässlin suchte Überlebende von Massakern, und er fand sie. Mehr als 200 Männer und Frauen interviewte er allein in Somalia, ließ sich an den Exekutionsstätten schildern, wie genau getötet wurde, ob einzeln oder in einer Reihe, ob nur Männer oder auch Frauen und Kinder. Er grub mit Traumatisierten nach Leichen, manchmal habe er skelettierte

Brustkörbe unter seinen Füßen brechen hören. Und um so gut wie möglich belegen zu können, womit getötet worden war, zeigte er Hinterbliebenen immer seine fünf laminierten Bilder, fragte: Mit welcher Waffe wurden die Opfer erschossen? In der Türkei war es fast immer das G3, ausgegeben an die Armee, in Somalia häufig die Kalaschnikow, dann folgten das amerikanische M16, das G3.

Er erzählt von diesen Erlebnissen während seiner Auftritte, auch in einem Buch über sein Leben, das er gerade schreibt; er spricht darüber in Reutlingen, am Küchentisch in seinem Haus in Freiburg, in sperrigen Sätzen. Sie sind vollgestopft mit Zahlen, Fakten, Namen, weil er trotz des Shitstorms, in dem er steht, immer noch davon überzeugt ist, dass es am besten ist zu argumentieren, auch mit Leuten, die ihn beleidigen.

Zu Grässlins größten Erfolgen zählen die Prozesse, die auf seine Anzeigen hin in Gang kamen, gegen Mitarbeiter der deutschen Waffenhersteller Heckler & Koch und Sig Sauer. Nach jahrelangen Recherchen konnte Grässlin zusammen mit Mitstreitern beweisen, dass Heckler & Koch mehr als 4200 Sturmgewehre nach Mexiko geliefert hat, die dort in die Unruheprovinzen Jalisco, Guerrero, Chiapas und Chihuahua weiterverkauft wurden – und zwar illegal mit erschlichenen Ausfuhrgenehmigungen. Das Landgericht Stuttgart verurteilte zwei Mitarbeiter zu Bewährungsstrafen, die Umsätze in Höhe von 3,7 Millionen Euro wurden eingezogen.

Als Sprecher der »Aktion Aufschrei – stoppt den Waffenhandel« zeigte Grässlin auch Sig Sauer an, weil die Firma mehr als 38 000 Pistolen nach Kolumbien exportiert hatte. Drei Ex-Manager des Waffenherstellers wurden zu Bewährungsstrafen verurteilt, die Firma musste mehrere Millionen Euro zahlen. Nach Verkündung des ersten Urteils schloss die Firma ihre Fabrik in Eckernförde. 120 Arbeitsplätze gingen verloren.

Grässlin arbeitete in all den Jahren als Lehrer mit einer Vollzeitstelle. Möglich waren seine Recherchen nur, weil er sich daran gewöhnte, seine Tage bis in die Nacht zu strecken. Es ist nicht ungewöhnlich, von Grässlin E-Mails gegen zwei Uhr in der Nacht zu erhalten und dann wieder gegen sechs Uhr am Morgen. Vier Stunden Schlaf würden ihm reichen, sagt er, plus zwei halbstündige Nickerchen, eins nach dem Mittagessen, eins am frühen Abend.

Grässlin sagt, dass er sich nach Kräften bemühe, die Welt ein wenig friedlicher zu machen. Und es ist auch bekannt, dass er gewissenhaft und faktenreu arbeitet. Es gibt also gute Gründe, ihn anzuhören.

In Reutlingen, im Haus der Jugend, steht er rund 20 Interessierten gegenüber, Senioren und Leuten, die seine Enkel sein könnten. Grässlin scheint nervöser zu sein als am Tag zuvor, als er in Augsburg vor einer doppelt so großen Gruppe stand, die auf Einladung der Augsburger Friedensinitiative zusammengekommen war. In Augsburg kannte Grässlin viele Zuhörer persönlich, es war ein Auftritt vor seinem Fanklub, eine Predigt vor Bekehrten. Hier weiß er nicht, was auf ihn zukommt. Pazifisten? Ehemalige Pazifisten?

In Reutlingen stammt die Einladung von Lutz Adam, dem Geschäftsführer des Stadtjugendrings, der vor dem Beginn des Abends sagt, er sei »im Prinzip Pazifist«, aber die Situation sei im Moment nicht einfach. Er scheint darauf zu hoffen, dass ihm Grässlin Entscheidungshilfen liefert für einen zeitgemäßen Pazifismus. Oder vielleicht dagegen.

Grässlins Argumentation gegen den Krieg beginnt immer bei den Toten. Grässlin will sie vermeiden, um jeden Preis, und daher lautet eines seiner Argumente, dass die Verteidigung mit militärischen Mitteln den Krieg verlängert. »Denn jeder Tote führt zu mehr Gewalt und mehr Hass.«

Es ist ein Argument, das er schon zu Beginn des Kriegs in der Ukraine vorgebracht hat, als alle Welt noch fürchtete oder hoffte, dass die Gefechte nur wenige Tage dauern und die russische Armee rasch siegen würde. Mittlerweile scheint ein Sieg Putins alles andere als sicher, und man könnte vermuten, dass Grässlin sich in seiner Argumentation geschwächt sieht. Aber das ist nicht der Fall. »Ich fühle mich bestärkt«, sagt er und verweist auf Todeszahlen. Nach Angaben der Vereinten Nationen starben bis Ende November in der Ukraine 6236 Zivilisten, darunter mindestens 419 Kinder, dazu Abertausende Soldaten auf beiden Seiten der Front.

Selten oder gar nicht erwähnt werden von Grässlin die Begriffe, die von den Verteidigern des Krieges ständig erwähnt werden: die territoriale Integrität der Ukraine, ihre Unabhängigkeit, die Freiheit der Menschen, die in diesem Land leben. Zu leben, wenn auch unfrei, scheint für Grässlin akzeptabler zu sein, als zu kämpfen und auch zu sterben für die Freiheit.

In Reutlingen erinnert er daran, dass der Krieg jene traumatisiert, die ihn überleben, die Soldaten auf beiden Seiten, die Zivilisten, und dass dieser Preis des Kriegs weitergegeben wird an die folgenden Generationen. Er spricht über zerstörte Häuser, verminten Straßen und Äcker, die weitere Opfer fordern werden, und widerspricht vehement der Aussage, dass die russische Armee den Krieg nun verlieren werde: »Wladimir Putin ist noch lange nicht am Ende seiner Möglichkeiten angelangt. Der Einsatz von Atomwaffen, taktischen oder interkontinentalen, ist ihm immer noch möglich.« Und der Einsatz biologischer Waffen ebenfalls.

Vor allem diese Prophezeiung weckt im Haus der Jugend Widerspruch, der zu einer hitzigen Diskussion zwischen Grässlins Kritikern und seinen Verteidigern führt. Die Diskussion wird zu einem Streit, den Grässlin versucht zu schlichten. Man einigt sich darauf, unterschiedlicher Meinung zu sein. Näher kommen die beiden Lager einander nicht.

Krieg, so Grässlin, sei nicht nur fürchterlich, auch die Erfolgsbilanz militärischer Auseinandersetzungen sei bescheiden. Frieden und Demokratie oder auch nur Stabilität sind nicht eingekehrt in Afghanistan, im Irak oder in Libyen. Und Grässlin hätte wohl auch Adolf Hitler gewähren lassen, die serbischen Schlächter von Sarajevo oder den »Islamischen Staat«.

Seine Gegner sagen, Grässlin fordere schlicht die Kapitulation, aber



Martha Stewart

»Je größer der friedliche Widerstand, desto wahrscheinlicher der Erfolg«

Erica Chenoweth, Politologin

Besucherin auf Rüstungsmesse in Istanbul 2019: Deutsche Firmen verdienen kräftig am Töten

Grässlin wehrt sich jedes Mal gegen diese Aussage: »Das ist völlig falsch, ich plädiere in keiner Weise für die Kapitulation, ich plädiere für etwas grundsätzlich anderes, für die soziale Verteidigung.«

Hinter diesem seltsamen Begriff steckt die Überzeugung, dass man einen Diktator oder eine Besatzungsmacht besser durch klugen und gut organisierten zivilen Widerstand besiegen könne statt durch Waffengewalt. Es gebe weniger Tote, weniger Zerstörung, weniger Trauma und Hass, mehr Aussicht auf einen stabilen Frieden.

Das klingt schön, aber es ist auch ein wenig abwegig, wie ein Traum. Denn in der Ukraine setzt der zivile Widerstand gegen die Besatzer voraus, dass man sich, jedenfalls in den ukrainisch kontrollierten Gebieten, zunächst einmal besetzen lässt. Und das bedeutet: Tyrannei durch die russischen Besatzer, Folter, Mord, Vergewaltigungen. Wenn der Krieg in der Ukraine eines gezeigt hat, dann ist es, dass Putins Truppen überall dort, wo sie Dörfer und Städte einnehmen, oft mit brutaler Willkür herrschen. Grässlin sagt, er stütze sich bei seinen Vorschlägen so gut es geht auf wissenschaftliche Erkenntnisse.

Es sind im Wesentlichen die Forschungsergebnisse von Erica Chenoweth, einer Politologin, Professorin in Harvard, die seit mehr als zehn Jahren die Ursprünge, Erfolge, Misserfolge und Konsequenzen von gewaltfreiem und gewalttätigem Widerstand erforscht. Chenoweth ist eine politische Pragmatikerin, keine Utopistin. Sie ist Mitherausgeberin des »Oxford Handbook on Terrorism«, sie veröffentlicht Kommentare zu aktuellen Krisen und Kriegen in der Presse, unter anderem in der »Washington Post«. Sie ist eine gute Zeugin für Grässlin, vor allem weil sie ursprünglich auf der anderen Seite stand.

Chenoweth glaubte nicht, dass gewaltfreier Widerstand hilfreich sein könnte, wenn der Gegner ein Diktator ist oder ein autoritärer Herrscher, der sich nicht um Menschen- und Grundrechte schert. Gewaltfreiheit, dachte sie, könne bestenfalls erfolgreich sein, wenn um Umweltthemen gerungen wird, um Mitbestimmung, Gendersprache, um vergleichsweise weiche Ziele. Chenoweth war davon überzeugt, dass im Notfall gewalttätiger Widerstand Veränderungen bringt und es daher folgerichtig sei, zu den Waffen greifen, wenn man Diktatoren von der Macht vertreiben oder eine Besatzungsarmee aus dem Land zwingen will.

Diese Ansichten vertrat Chenoweth auch im Jahr 2006 während eines Seminars des International Center on Nonviolent Conflict, und ihre Haltung war dort nicht besonders beliebt. Eine Teilnehmerin forderte sie heraus: Wenn Sie sich so sicher sind, warum beweisen Sie es nicht?

Chenoweth dachte darüber nach, recherchierte ein wenig und stellte überrascht fest, dass bislang niemand systematisch der Frage nachgegangen war, ob gewalttätiger oder gewaltfreier Widerstand besser funktioniert, wenn man harte politische Ziele erreichen will. Dass Gewalt im Kampf für politischen Wandel oder Befreiung von Invasoren nötig ist, schien unter Politologen und Kriegsforschern eine These zu sein, ein Gefühl, nicht viel mehr.

In den folgenden zwei Jahren sammelte sie Informationen über jeden Konflikt, an dem mehr als 1000 Menschen beteiligt waren, der auf gewalttätige oder gewaltfreie Weise ausgegangen war und der das Ziel hatte, eine Regierung zu stürzen oder ein Territorium zu befreien. Sie recherchierte weltweit, betrachtete den Zeitraum von 1900 bis 2006. Um als Erfolg zu gelten, mussten die Kernforderungen der Kämpfer oder Widerständigen erfüllt worden sein, und dieser Erfolg musste innerhalb eines Jahres nach dem Höhepunkt des Widerstands eintreten.

Chenoweth analysierte 323 Konflikte, vom Aufstand der Derwische gegen die Kolonialherren in Somalia über den griechischen Widerstand im Zweiten Weltkrieg bis zu den Protesten gegen Präsident Evo Morales in Bolivien. Das Ergebnis überraschte sie. Ihre Analyse ergab, dass gewaltfreier Widerstand doppelt so häufig zum Erfolg führte wie gewalttätiger Widerstand. Mehr als 50 Prozent der gewaltfreien Aufstände waren erfolgreich, aber nur 23 Prozent der gewalt-



Erdem Sahin / REK / EPA-EFE

tätigen. Umgekehrt gilt, dass knapp 60 Prozent der gewalttätigen Aufstände fehlschlugen, aber nur gut 20 Prozent der gewaltfreien. Den Rest, etwa 10 Prozent bei den gewalttätigen und 22 Prozent bei den gewaltfreien Aufständen, klassifizierte Chenoweth als Teilerfolg.

Man kann sich nun tief in Definitionsfragen verstricken. Kann man den Protest gegen Evo Morales mit dem griechischen Widerstand vergleichen? Was ist eine Diktatur? Wo beginnt Gewalt? Was ist ein Erfolg? Und lässt all das Rückschlüsse auf die heutige Situation in der Ukraine zu? Schwieriger noch: Nach einem Hoch um die Jahrhundertwende ist die Erfolgsrate des gewaltfreien Widerstands laut Chenoweth gesunken. Die der kriegerischen Form zwar auch, und zwar noch stärker, jedoch: Die Beweisführung ist komplizierter geworden. Chenoweths Befunde, 2011 erstmals publiziert und 2021 aktualisiert, müssen interpretiert werden, das ist nicht leicht.

»Die Größe des Aufstands ist ein wichtiger Faktor«, sagt Chenoweth am Telefon. »Je mehr Menschen auf friedliche Weise Widerstand leisten, desto wahrscheinlicher wird der Erfolg.« Eine breite Protestbewegung findet Unterstützer nicht nur im Volk, sondern auch im Staatsapparat, im Militär. Friedlicher Protest macht es den Machthabern schwerer, ihre Gegner zu verteufeln, er kann für Unterstützung aus dem Ausland sorgen, ideell, materiell und diplomatisch, und er beschränkt die politischen Optionen der Herrschenden. Sicher ist der Sieg über die Machthaber aber nicht. Garantiert ist in vielen Fällen nur das Leid der Opfer, wie die Demonstrierenden in Iran gerade erfahren müssen.

Massenproteste, Arbeitsverweigerung, Generalstreiks, das zum Beispiel wären Methoden des zivilen Widerstands. Aber dafür müssten sich, um überhaupt Widerstand leisten zu können, Ukrainerinnen und Ukrainer den Russen kampfflos ergeben und dabei zusehen, wie ihr Land besetzt wird. Sind das vorstellbare Methoden angesichts von Gräueltaten wie in Butscha? Oder Srebrenica? Noch so ein Wort, das jeder kennt.

Es war das Massaker von Srebrenica, im Bosnienkrieg, das Pazifistinnen wie die Grüne Marieluise Beck in Pragmatikerinnen verwandelte. Wird Grässlin gefragt, ob die niederländischen Soldaten, 1995 in Srebrenica stationiert, den Tod von über 8000 Männern und Jungen durch Waffengewalt hätten verhindern sollen, antwortet Grässlin mit einem zögerlichen Ja. Gefolgt von einem Aber, denn wenn er den Einsatz von Waffen gutheißt, akzeptiert er nicht nur die Gewalt, sondern zwangsläufig auch die Produktion von Waffen, ihren Export, ihre Verbreitung und das Unheil, das sie schaffen. Und damit würde er sein Lebenswerk infrage stellen, sämtliche Prinzipien, für die er jahrzehntelang gekämpft hat. Auch deshalb formuliert er sein Ja so widerwillig.

Aber ist Butscha nicht wie ein zweites Srebrenica? Ein Wendepunkt, der alles ande-



Demonstranten in Berlin am 27. Februar

re als gewaltsamen Widerstand unmöglich macht? Der zeigt, wie brutal Putins Truppen in den besetzten Gegenden selbst gegen Zivilisten vorgehen?

Grässlin hält trotzdem an seinem Nein für Waffenlieferungen an die Ukraine fest, auch nach den Berichten über Folter, Mord, Massaker in Butscha und anderswo. Wenn man will, repräsentiert dieses Nein die unmenschliche Seite des Pazifismus.

Grässlin ist in den vergangenen zehn Monaten geblieben, der er war, während viele von denen, die früher Alliierte waren, jetzt überzeugt sind, dass man der Ukraine mit schweren Waffen zur Seite stehen muss. Er nimmt wahr, wie Anton Hofreiter, Bundestagsmitglied der Grünen, zum Kriegsexperten seiner Partei geworden ist und keine Gelegenheit verstreichen lässt, für mehr Panzer, mehr Kanonen, mehr Munition zu werben. Beim Bundesparteitag der Grünen im Oktober, einer Partei, die immer noch für »Frieden, Abrüstung, kooperative Sicherheit und eine Kultur der militärischen Zurückhaltung« steht, stimmte eine große Mehrheit für Waffenlieferungen an die Ukraine.

Es ist einsamer um Grässlin geworden. Wenn mal jemand im Feuilleton den Pazifismus verteidigt, dann eher nicht aus der Überzeugung heraus, dass er von praktischem Nutzen für die Menschen in der Ukraine sei. Sondern dass es der demokratischen Gesellschaft hierzulande guttut, weil sie Einwände braucht, den Widerspruch, die Reibung des unbequemen Arguments.

Früher, in den Achtzigerjahren, war es besser für ihn. Grässlin befand sich mit seinen

Ein moralisches Dilemma

Uwe Buse wollte verstehen, wie ein Pazifist noch gegen Waffenlieferungen an die Ukraine sein kann. Buse begleitete Jürgen Grässlin über Monate hinweg und erlebte einen Mann, der trotz russischer Gräueltaten nicht an seinem Grundsatz zweifelt, dass die Verteidigung mit militärischen Mitteln nicht dauerhaft zum Erfolg führt. »Der Krieg in der Ukraine stellt Grässlin vor ein moralisches Dilemma, das er nur schwer auflösen kann«, sagt Buse.

politischen Ansichten näher an der gesellschaftlichen Mitte. Nun steht er am Rand, mahnt immer noch, oft ungehört. Wie hält er das aus, warum zieht er seit vier Jahrzehnten mit seiner privaten Friedentour durch Deutschland, bestreitet in manchen Jahren um die 100 Veranstaltungen? Es scheint, als wäre er auf einer ewigen Tournee. Wie Bob Dylan immer noch singt, redet Grässlin immer noch vom Pazifismus.

Die Erfolge, die Grässlin vorzuweisen hat, hat er vor Gericht erstritten, nicht durch Vorträge in Gemeindesälen, Jugendzentren oder auf Demonstrationen. Wäre es nicht sinnvoller, sich auf einen pragmatischen Pazifismus zu konzentrieren, sein Wissen vor Gericht und in Fachgesprächen auszubreiten, wie er sie in diesen Wochen mit dem zuständigen Staatssekretär im Wirtschaftsministerium führt?

Wenn es um Rüstungsexportkontrolle geht, hat er ja keine schlechten Argumente. Dass es vielleicht bessere Ideen gab als die von Deutschland, nach der Annexion der Krim Güter, die auch militärisch verwendet werden können, im Wert von rund 120 Millionen Euro an Russland zu verkaufen; nur Frankreich hat im Zeitraum von 2015 bis 2020 noch mehr Kriegsgerät an Russland geliefert. Und dass es vielleicht nicht rundum einleuchtet und deutschen Sicherheitsinteressen sogar abträglich sein kann, Diktaturen wie Saudi-Arabien mit deutschen Panzern zu beliefern.

Zurzeit geht es im Wirtschaftsministerium um das geplante Rüstungsexportkontrollgesetz der Ampelkoalition, mit dessen Eckpunkteentwurf Grässlin als Vertreter der Deutschen Friedensgesellschaft – Vereinigte KriegsdienstgegnerInnen alles andere als zufrieden ist. Wäre es nicht effektiver, sich auf professionellen Friedenslobbyismus zu beschränken, statt viel Energie und Zeit in einen utopischen Pazifismus zu investieren, der vermutlich nie Wirklichkeit wird?

Grässlin antwortet mit einem klaren Nein, seine Auftritte seien sein Beitrag zu einer lebendigen Demokratie, und das ist sicherlich eine ehrliche Antwort, aber auch eine sehr unpersönliche, die nicht viel erklärt.

Näher an Grässlin heran rückt man, wenn man ihn nach seinen Nächten fragt. Grässlin schreibt nachts, manchmal wach, manchmal im Halbschlaf Notizen auf gelbe Post-it-Zettel. Ein Stapel liegt neben seinem Bett, und nach manchen Nächten wacht er zwischen ihnen auf, ohne sich daran erinnern zu können, sie alle beschriftet zu haben.

Etwas arbeitet in Grässlin, auch in der Nacht. Er ist ein Getriebener. Er bleibt bei seiner Erklärung mit der lebendigen Demokratie, aber blickt man von außen auf ihn, sieht man einen Mann, der sich mitschuldig zu fühlen scheint am Elend der Welt und es verkleinern will, mit aller Kraft.

Das kann man größenwahnsinnig nennen, dogmatisch. Vielleicht naiv. Oder bewundernswert. ■